

Ein aufregendes, gründlich recherchiertes, dabei schlankes und schön zu lesendes Buch ist hier vorzustellen. Man wird an ihm nicht mehr so leicht vorbeikommen, wenn man sich künftig mit Ludwig van Beethoven beschäftigt. Es zeigt den Komponisten aufgrund bislang kaum ausgewerteter Dokumente im Zentrum diplomatischer Bemühungen europäischer Großmächte und Adelshäuser um eine militärische Allianz gegen Napoleon. Das Buch heißt „Kunst und Krieg. Prinz Louis Ferdinand, Ludwig van Beethoven und seine Wiener Mäzene“. Geschrieben hat es der in Aachen lehrende Historiker Matthias Pape, den es spürbar ärgert, dass Beethovens Mäzene in Wien in der musikwissenschaftlichen Literatur oft nur als Geldgeber vorkommen, kaum als wirtschaftliche und politische Akteure. Sie waren keine Müßiggänger, die nur dem Luxus und der Mode frönten und sich Beethoven leisteten wie einen Brillanten auf den Schnallen ihrer Schuhe.

Gerade die für Beethoven besonders wichtigen böhmischen Hohenaristokraten stellt Pape vor als „politische Leiter der gesamten Volkswirtschaft ihrer Länder“, die durch Bildung, Reisen und Studium imstande waren, wirtschaftliche und finanzielle Entscheidungen selbstständig zu



Matthias Pape: „Kunst und Krieg“. Prinz Louis Ferdinand, Ludwig van Beethoven und seine Wiener Mäzene.
Hollitzer Verlag,
Wien 2025, 192 S., geb.,
40,- €.

fallen, „ohne von Ratgebern abhängig zu sein“. Sie waren dem modernen Bürgertum ebenbürtige Großunternehmer der Forstwirtschaft, Viehzucht, der Leinwand-, Spiegel- und Glaserzeugung, der Eisenverhüttung, des Kohle- und Graphitbergbaus. Als wissenschaftlich geschulte Führungskräfte der Wirtschaft waren sie zugleich oft militärisch aktiv, künstlerisch nicht nur interessiert, sondern im Gesang, im Instrumentalspiel, in der Komposition wie in der Malerei auf fast professionellem Niveau persönlich tätig.

Dieser wirtschaftlich potente, militärisch wehrbereite und künstlerisch sensible Adel hatte ein politisches Hauptinteresse: seine Standesvorrechte zu wahren gegen die drohende Entmachtung durch den Emporkömmling Bonaparte, der sich 1804 zum Kaiser gekrönt hatte. Diese Feindschaft gegen Napoleon schweißte Beethoven und seine Mäzene zusammen, freilich aus unterschiedlichen Gründen, wie Pape analysiert. Während die Adligen in Napoleon eine Gefahr für Besitz und Privilegien sahen, war Beethoven vom früheren Konsul der Republik enttäuscht, weil er mit der Kaiserkrönung die Demokratie verraten hatte und zum Tyrannen geworden war.

Beethoven, im liberalen Kurfürstentum Köln groß geworden, wollte jedoch, wie Pape schreibt, keineswegs eine „Radikaldemokratie“, die zu Republik, Konventsherrschaft, Königsmord und Krieg führte, auch keine Volkssouveränität, sondern eine durch Recht und Verfassung beschränkte monarchische Gewalt bei Rechtsgleichheit zwischen Adel und Bürgertum und zugesicherter persönlicher Freiheit. Sehr kennzeichnend ist Beethovens Bemerkung: „Unter uns gesagt, so republikanisch wir denken, so hat's auch sein Gutes um die oligarchische Aristokratie.“

Pape steigt in sein Buch ein mit der wichtigen, aber meist nur anekdotisch abgehandelten Reise des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen nach Wien im

Hinter dem Schleier der Musik

Allianz gegen Napoleon: Matthias Pape zeigt in einer exzellenten Studie, warum Beethoven und seine oligarchischen Mäzene einander brauchten.



Mit Versatzstücken der Antike: Willibrord J. Mählers Bildnis Ludwig van Beethovens aus dem Jahr 1804 Foto Picture Alliance

September 1804. Der Prinz, ein militärischer Heißsporn, virtuoser Pianist und Komponist von Kammermusik, die der Beethovens ebenbürtig ist, war seit ihrer ersten Begegnung im Juni 1796 in Berlin ein glühender Bewunderer Beethovens. Die Zuneigung bestand wechselseitig. Beethoven widmete dem Prinzen sein drittes Klavierkonzert op. 37. Über die

neuerliche Begegnung in Wien wird bislang nur der Bericht von Beethovens Schüler Ferdinand Ries zitiert, wonach eine „alte Gräfin“ bei einer Abendgesellschaft für den Hohenzollernprinzen Beethoven dadurch verärgert habe, dass sie ihm den Platz am adligen Tisch verweigerte. Louis Ferdinand von Preußen revanchierte sich dafür mit einer Gegen-

einladung einige Tage später, bei der er die alte Gräfin dupierte, indem er Beethoven neben sich platzierte.

Pape gelingt es, die Aristokratin aufgrund konspirativer Korrespondenzen zu identifizieren: Maria Christina Gräfin von Kinsky, geborene Fürstin von Liechtenstein, Gattin eines Generals und Oberdirektors der thesianischen Militärakade-

mie. Louis Ferdinand war nämlich nicht allein Beethovens wegen nach Wien gekommen, sondern – ohne Wissen des preußischen Außenministeriums und ohne Deckung des Königshauses – um die Möglichkeiten eines preußisch-österreichischen Kriegsbündnisses gegen Napoleon zu sondieren. Pape beschreibt den preußischen Prinzen als Kopf einer politischen Fronde, die eine Opposition gegen den militärisch zaudernden Friedrich Wilhelm III. von Preußen organisierte.

Wir werden von Pape anhand von Briefen und Notizen hineingerissen in das europäische Spitzelwesen, das von Paris, Sankt Petersburg, London, Berlin und Wien aus herauszubekommen suchte, wer mit wem in welcher Absicht konspirierte. Adlige Repräsentationsübungen wie Bälle, Jagden und eben Salonkonzerte, bei denen in Wien Beethoven die zentrale Rolle spielte, dienten einerseits als Kontaktanbahnung, andererseits als Verschleierung für politische Gespräche.

Fürst Andrej Rasumowski residierte als russischer Botschafter in Wien und strengte eine militärische Allianz zwischen Russland und Österreich an, die nicht zustande kam, bis Österreich plötzlich von einem russisch-britischen Offensivbündnis überumpelt wurde. Pape macht darauf aufmerksam, dass Rasumowski den Kompositionsauftrag für die drei Streichquartette op. 59 an Beethoven auf dem Höhepunkt seiner diplomatischen Aktivität erteilte und die erste öffentliche Aufführung von Beethovens dritter Symphonie, der „Eroica“, im April 1805 fast gleichzeitig erfolgte wie das Bekanntwerden der britisch-russischen Einigung.

Diese „Eroica“, die ursprünglich „Bonaparte“ betitelt sein sollte, bis Beethoven nach Napoleons Kaiserkrönung von einer Widmung absah, war nun das Lieblingswerk Louis Ferdinands. Mitte Oktober 1804 hörte er Beethovens Dritte beim Fürsten Lobkowitz auf Schloss Raudnitz nördlich von Prag und bat um zweimalige (!) Wiederholung der knapp einstündigen Symphonie. Er hörte sie also gleich dreimal. Zwei Jahre später suchte er vermutlich vorsätzlich den Tod in der Schlacht gegen Napoleons Truppen, weil er politisch ohne Hoffnung und seine Liebesbeziehung zu Pauline Wiesel zerrüttet war. Beethoven widmete die „Eroica“ dem Fürsten Lobkowitz, der mit dem Prinzen Louis Ferdinand gemeinsam am gehörlich-österreichischen Militärbündnis gearbeitet hatte und der nach dem Tod des Prinzen eine Gesamtausgabe von dessen musikalischen Werken beim Verlag Breitkopf & Härtel finanzierte.

Immer wieder wurde vermutet, dass Beethovens Untertitel zur Symphonie („komponiert, um das Andenken eines großen Menschen zu feiern“) im Geheimen Prinz Louis Ferdinand galt. Beweisen, so Pape, ließe sich das letztgültig zwar nicht, aber dieses Buch belegt eindrucksvoll, wie viel Kunst und Krieg in diesen Jahren miteinander zu tun hatten.

Papes Buch ist darüber hinaus eine plastische, detaillierte Schilderung Wiens zur Zeit der napoleonischen Kriege, der Zerstörung, der Elendmigration und der kaiserlichen Anordnung von Zugangsbegrenzungen. Dass Beethoven als Staatenloser – das Kurfürstentum, dessen Bürger er gewesen war, hatte Napoleon annektiert – von kaiserlicher Duldung und der Fürsprache seiner Mäzene abhängig war, wirft noch einmal ein völlig neues Licht auf seine Situation. Beethovens Widmungspolitik – die Namen Lobkowitz, Rasumowski, Lichnowsky und Erzhertog Rudolph tauchen oft auf den Titelblättern seiner Werke auf – ist Zeichen existenzieller Dankbarkeit und politischer Solidarität. JAN BRACHMANN

Die Bande der Familie

Geschlechterfragen in der Frankfurter Kritischen Theorie

Wenn von der Frau eines „großen Mannes“ die Rede ist, heißt es oft, sie habe im Schatten eines Genies gestanden. Von Gretel Adorno müsste treffender gesagt werden, dass sie der Schatten ihres Mannes war, so eng war die Arbeitsbeziehung zwischen beiden: Gretel war erste und letzte Lektorin von Adornos Texten, die keineswegs, wie der Geniekult glaubt, druckreif vom Mund aufs Blatt flossen; und sie war die eigentliche Managerin des Instituts für Sozialforschung (IFS). Auch im Falle der Frankfurter Kritischen Theorie gibt es Geschlechterverhältnisse zu studieren, den „Schatten der Tradition“ in den Blick zu nehmen, die Geschichte(n) des Instituts feministisch zu lesen.

Ein kleiner, am IFS entstandener Band hat einige Sujets in dieser Perspektive aufbereitet. Es geht um übersehene Frauen, nicht beachtete Wissensbestände und androzentrische Rezeptionen in der Geschichtsschreibung der Kritischen Theorie. Die Sichtbarkeitsverhältnisse zwischen den Geschlechtern und deren Arbeitsteilung auch in der eigenen Tradition zu beleuchten, sollte schließlich zu einem Projekt gehören, das eine kritische Gesellschaftstheorie zum Ziel hat.

Der Band hat einiges Neues zu bieten. Barbara Umrath unterzieht zum Beispiel die „Studien über Autorität und Familie“ aus den Dreißigerjahren einer Neulektüre und hat die Analysen weniger bekannter Institutsmitarbeiter gesichtet. Sie stellt eine große Nähe zu späteren feministischen Fragestellungen zu Geschlecht und Familie fest, so bei Ernst Schachtels Text über „Das Recht der Gegenwart und die Autorität in der Familie“ oder in Andries Sternheims Manuskript „Die Rolle des ökonomischen Motivs in der Familie der Gegenwart“. Schachtel und Sternheim gehörten freilich nicht zum engeren Kreis um Horkheimer. Letzterer gelangte nicht nach New York, sondern wurde 1944 in Auschwitz ermordet. Die Familie galt jedenfalls während der Emigrationszeit noch nicht als Refugium in der „verwalteten Welt“, sondern als sozialer Ort, wo Ungleichheit in den Geschlechterverhältnissen produziert und zementiert wird.

„Im Schatten der Tradition“. Eine Geschichte des IFS aus feministischer Perspektive.
Hrsgg. von
C. Engelmann u. a.
Bertz + Fischer Verlag,
Berlin 2025, 256 S.,
Abb., br., 18,- €.

Besonders überraschend und erhellend ist Karin Stögner's Nachweis, dass die Studien über die „Authoritarian Personality“ nicht nur wesentlich von den Ideen und methodischen Feinissen von Else Frenkel-Brunswick getragen waren. Stögner zählt die aus Österreich stammende Psychologin, die in den USA dem Behaviorismus nahestand, sogar zu den originellsten Forscherinnen im Umkreis der Kritischen Theorie. Ihre Einsichten in die Bedeutung der Sexualität und des Zwangs strikt binärer Geschlechterkonstruktionen für die Ausbildung der autoritätsgebundenen Persönlichkeit sei von Adorno explizit gewürdigt worden.

Von Frenkel-Brunswick stammt der Begriff der Ambiguitätsintoleranz, der besagt, dass autoritäre Persönlichkeiten es nicht ertragen, dass die reale Welt widersprüchlich und nicht auf einen eindeutigen Nenner zu bringen ist. Es scheint, so legt Stögner nahe, dass die Sozialpsychologin selbst ein Opfer des Ambiguitätsproblems geworden ist, weil die historische Rezeption der Kritischen Theorie Schubladen gefertigt hat: hier empirische Sozialforschung, dort skeptische kritische Theorie. Konvergenz nicht vorgesehen.

Einige Beiträge behandeln schließlich die Zeit nach Adornos Tod 1969, als am IFS eine neue Generation die Forschungspraxis bestimmte. Personell war sie getragen von der studentischen Protestbewegung und der Neuen Frauenbewegung. Zum einen vollzog man die proletarische Wende der Neuen Linken nach und beschäftigte sich mit der Fabrik, also der Industriegesellschaft. Zum anderen wurden die Geschlechterverhältnisse politisiert. Manchmal geschah beides gleichzeitig, wenn die doppelte Rolle von berufstätigen Frauen, die auch die Hausarbeit verrichteten, Gegenstand von Sozialforschung wurde. Am Institut wie an anderen Orten, so in Hannover, entstand eine feministisch orientierte Sozialwissenschaft, die auch gesellschaftliche „Reproduktionsverhältnisse“ beachtete. Dieser Band platziert die Schweinwerfer an anderen Plätzen als meist üblich. Es ist gut, wenn ein Haus ab und zu gut durchlüftet wird. JÖRG SPÄTER

Das Mich der Assoziation

Der Einzige und sein phänomenologisch erschlossenes Eigentum: Lambert Wiesing erkundet die Innenseite der Individualität

In der 1700 erschienenen vierten Auflage seines „Versuchs über den menschlichen Verstand“ hat John Locke dem zweiten Teil des Werks ein zusätzliches Kapitel beigegeben. Es trägt den Titel „On Association of Ideas“ und gibt der Lektüre einige Rätsel auf. Anstatt die vorangegangenen erkenntnistheoretischen Überlegungen weiterzuführen, wendet Locke sich abrupt einer dubiosen Art der Verknüpfung von Ideen zu, vor der nicht einmal die Geschichteten gefeit seien. Diese Unsinnbestehende darin, bestimmte Gedanken auf zufällige oder willkürliche Weise mit Vorstellungen zu verbinden, die der Sache nach nichts mit diesen Gedanken zu tun haben. Solche vernunftwidrigen Aberrationen, sagt Locke, sind eine durch schlechte Gewohnheit, nachlässiges Denken und unkontrolliertes „Wortgerassel“ hervorgerufene „Art von Wahnsinn“. In einer spektakulären Umdeutung entdeckt Lambert Wiesing in diesem Wahnsinn einen vorzüglichen Sinn. Der vermeintliche Störfall des Denkens erweist sich in seinem Buch über „Assoziationen“ als ein Glücksfall des menschlichen Bewusstseins. Was Locke für einen Kontrollverlust hielt, ist laut Wiesing ein oft verkanntes Wahrzeichen menschlichen Geistes: die Gabe, der eigenen Individualität inne zu sein.

In der Beschreibung der Grundstruktur des assoziierenden Bewusstseins liegen Locke und Wiesing nicht weit auseinander: Eine Person sieht X oder denkt an X, wobei ihr unwillkürlich Y in den Sinn kommt, obwohl es keinen objektiven Zusammenhang zwischen X und Y gibt. Ein Beispiel bei Locke: Ein Mann hat sich an

Honig übergessen und bekommt seither Zustände, sobald er das Wort „Honig“ hört. Ein Beispiel bei Wiesing: Eine Frau sieht einen Gartenzwerg und muss an ihren Onkel Rudi denken, der solche Skulpturen besitzt. Die betreffende Verbindung bleibt rein subjektiv – dies aber, so Wiesing, in einem besonderen Sinn. Sie stellt sich präreflexiv als ein spontanes Wiedererlebnis ein – in Form einer „Zumutung“, gegen die das Subjekt nichts vermag. „Durch das Denken an etwas wird ungewollt das Denken an etwas anderes geweckt.“ Dieser Weckruf geschieht ohne Grund und bedarf keiner Begründung. Darin liegt für Wiesing kein Mangel, sondern gerade der Witz der Assoziation: das Geschenk eines exklusiven Bekanntheits mit sich. In Episoden der Assoziation erfährt sich das Subjekt als ein Individuum, das sich von allen anderen nicht graduell, sondern grundsätzlich unterscheidet. Diesem „Erlebnis“ der je eigenen Individualität ist Wiesings Untersuchung mit radikaler Konsequenz gewidmet. Behauptet wird nicht lediglich, dass Personen ihre Individualität im Assoziieren entdecken und verspüren; behauptet wird, dass Individualität sich durch Prozesse des Assoziierens überhaupt erst bildet. Allein deshalb kann die These lauten: „Nicht die Individuen machen die Assoziation, sondern die Assoziationen machen die Individuen.“

Wiesing nimmt damit die Spur seiner bemerkenswerten, weder nach Paris noch nach Frankfurt schielenden Depotenzen des Subjekts wieder auf, die er in seinen Büchern „Das Mich der Wahrnehmung“ sowie „Ich für mich“ gelegt hat. In

charmanter Anspielung auf Kants kopernikanische Wende plädiert er dort wie auch im neuen Buch für eine Perspektivenumkehr in der Philosophie des Geistes. Das Subjekt soll nicht länger von seinen konstruktiven und reflexiven Leistungen, sondern von den Zumutungen her verstanden werden, denen es vonseiten der Welt ausgesetzt ist. Aus der Warte des Subjekts wird nicht gefragt, wie „ich“ mir die Welt erschließe, sondern wie die Welt „mich“ erschließt. Im Kontakt mit Gewährsleuten wie vor allem Husserl, aber auch Heideg-

Lambert Wiesing: „Assoziationen“. Das Erlebnis der Individualität.
Suhrkamp Verlag,
Berlin 2025, 190 S., br.,
22,- €.

ger, Sartre oder Manfred Frank entsteht so eine dichte Phänomenologie dessen, was Assoziationen der beschriebenen Art mit den Assoziierenden „machen“: Sie wählen ihnen das unverwechselbare Erlebnis ihrer unverwechselbaren Individualität. Diese von innen erfahrene Unverwechselbarkeit unterscheidet sich von derjenigen, die Personen von außen zugeschrieben werden kann. Wiesing gesteht ohne Weiteres zu, dass Personen in ihren Fähigkeiten, Ansichten, Charaktereigenschaften und mit ihrer Biographie auf ihre Weise einmalig sind. Diese Individualität aber bestehe aus einer Kombination von Eigen-

schaften, die auch für andere erkennbar sind und mit anderen geteilt werden können. Für das Widerfahrnis der Assoziation aber soll das nicht gelten. Denn hierin manifestieren sich eine besondere Form des Selbstbewusstseins – das „Individuum-selbstbewusstsein“. Im Assoziieren erlebt sich eine Person demnach exklusiv, auf eine nicht vertretbare Weise als Individuum: als dasjenige, „das einzig ich bin“.

Laut Wiesing ist dieses Sonderbewusstsein von sich alles andere als folgenlos. In einem überraschenden Exkurs wird dies an Heideggers Unterscheidung zwischen einem „eigentlichen“ und einem „uneigentlichen“ Modus der Existenz sowie an der entsprechenden Gegenüberstellung bei Sartre verdeutlicht. In Wiesings Deutung kommt den Momenten der Assoziation die Rolle von positiven „Störfällen“ im Einerlei eines durchschnittlichen Lebens zu, dank derer sich das Tor zu einer „eigentlichen“ Existenzform wenigstens vorübergehend öffnet. Ein starkes Individualitätsbewusstsein, wird damit angedeutet, prädestiniert nicht zum Mitläufertum.

Das sind ausgreifende Überlegungen zu einem scheinbar marginalen Gegenstand. Vielleicht hat der Autor diesen Gegenstand deshalb in einem etwas zu hellen Licht porträtiert. Anders als Locke verbucht er die Präsenz von Assoziationen fast durchweg als willkommene Ereignisse. Nicht immer aber sind sie „wunderbare“ oder „schöne“ Momente“ des Daseins. Menschen können von ihren Assoziationen geplagt werden – und traumatisierte Menschen erst recht. Das wirft die Frage auf, ob man an einem Individualitätsbe-